

KULTURTIPP

Zweimal
abstrakte
Kunst in Kiel

Mit zwei Ausstellungen widmet sich die Kieler Kunsthalle der abstrakten Kunst. Bis zum 1. September sind unter dem Titel „Intuition“ 33 Arbeiten des Malers und Grafikers Rudolf Jahns aus den Jahren zwischen 1919 und 1967 zu sehen. Unter dem Titel „Geometrie und Gestik“ zeigt die Kunsthalle 25 abstrakte Gemälde, Skulpturen und Objekte aus dem eigenen Bestand. Beide Ausstellungen werden heute um 15 Uhr eröffnet.

Jahns zählt zu den Pionieren des Konstruktivismus in Deutschland. Die Ausstellung zeigt seine Experimente mit reduzierten Formen sowie seine abstrakten Landschaften und Akte.

In „Geometrie und Gestik“ sind Werke von Karel Appel, K. R. H. Sonderborg, K. O. Götz, Gerhard Richter, und Olle Baertling vertreten. Die Ausstellung zeigt zwei gegensätzliche Richtungen der modernen Abstraktion: einerseits das spontane Suchen nach emotionalen Gesten künstlerischer Selbstaufklärung und andererseits das kontrollierte Bemühen um allgemeingültige Geometrien. *epd*

„Intuition“ und „Geometrie und Gestik“, bis 1. September, Kunsthalle Kiel, Öffnungszeiten: Di.–So, 10–18 Uhr, Mi. 10–20 Uhr, Mo. geschlossen.

KOMPAKT

Karlsruhe bewirbt
sich um Unesco-Titel

KARLSRUHE Karlsruhe will als erste deutsche Stadt „Unesco Creative City of Media Arts“ werden. Oberbürgermeister Frank Menrup (SPD) sagte gestern bei der Vorstellung der Bewerbung, der Titel „kreative Stadt der Medienkunst“ solle deutlich machen, wie viele Projekte und Initiativen bereits an der Schnittstelle von Kunst, Wissenschaft, Technologie und Recht aktiv seien. Karlsruhe sei international als „Mekka der Medienkunst“ bekannt. Seit 2004 können sich Kommunen um den Titel als Kreativ-Städte bewerben. Derzeit sind 180 Städte aus knapp 80 Staaten Teil des Netzwerks. Aus Deutschland sind Berlin als Design-Stadt, Mannheim und Hannover als Musik-Städte und Heidelberg als Literatur-Stadt ausgezeichnet. *KNA*

PERSÖNLICH



Stacy Keach, amerikanischer TV- und Bühnenschauspieler, wird auf dem „Walk of Fame“ in Hollywood mit einer Sternplakette verewigt. Am 31. Juli soll der Schauspieler den Stern auf der berühmten Flaniermeile enthüllen, wie die Verleiher mitteilen. Als Gastredner ist der Schauspieler Matt LeBlanc (51) eingeladen, der mit Keach in der TV-Serie „Man with a Plan“ zu sehen ist. Ab Herbst sollen sie die vierte Staffel der Komödien-Serie drehen. Keach spielte auch in Hit-Serien wie „Emergency Room“ und „Two and a Half Men“ mit. Bekannt ist er vor allem durch seine Rolle als Privatdetektiv Mike Hammer in der gleichnamigen CBS-Fernsehserie aus den 1980er-Jahren. *Foto: dpa*



Ein Ort der Meditation über das Verbrechen gegen die Menschlichkeit: Alexander Polzins „Hommage à Paul Celan“ in Paris.

Foto: Jean-Marc Moser

Ein Dichter und sein Denkmal

In Paris wird Paul Celans gedacht / Form der Gedichte findet sich in Skulptur wieder

Von Stefan Lüddemann

PARIS Er schrieb die berühmte „Todesfuge“ und nahm sich 1970 das Leben: Paul Celan entran dem Holocaust, blieb im Leben aber ein Fremder. Erst 2016 bekam er in Paris sein Denkmal. Warum bereitet Erinnerung so viele Probleme? Ein Bildhauer und ein Literaturwissenschaftler geben Antwort.

17 Jahre, 34 Besuche, 1500 Briefe: Wenn Alexander Polzin von seiner Skulptur für Paul Celan und ihrer Entstehung erzählt, dann werden die Zahlen immer größer. Der Berliner Bildhauer brauchte den ganz langen Atem, erst dann war es vollbracht – eine Skulptur für den Dichter, der dem Holocaust nur knapp entkam, ein Kunstwerk der Erinnerung, mitten in Paris. Dort nahm sich Celan 1970 das Leben. Die jüdischen Eltern des Lyrikers aus dem seinerzeit rumänischen Czernowitz waren im Holocaust ermordet worden. Celan litt zeitlebens unter dem Schuldgefühl, überlebt zu haben. Seit 2016 steht die ihm gewidmete Skulptur im Anne-Frank-Garten unweit des Centre Pompidou. Stiller Winkel neben Kulturfabrik? Ja, so verhält es sich mit Polzins Werk, und anders wäre es wohl auch gar nicht möglich bei Celan, diesem Dich-

ter sprachgewaltiger Stille.

Polzin klingt kein bisschen bitter, wenn er von seiner Skulptur und den Mühlen erzählt, die mit ihrer Aufstellung verbunden waren. Nur Verwunderung schwingt in seiner Stimme mit, Verwunderung darüber, dass es so viele Probleme machte, in Paris, der Stadt seines Exils, an Celan und damit an einen der wichtigsten Lyriker der Moderne zu erinnern. Aber nicht allen Entscheidungsträgern war offenbar gleich die Idee zu vermitteln, einem Dichter deutscher Sprache ein Denkmal zu setzen. Paul Celan schrieb die „Todesfuge“. Das ist nicht irgendein Gedicht, sondern jener Text, der als „Guernica der Lyrik“ für die Erinnerung an den Holocaust steht – und für ein berühmtes Sprechverbot. Nach Auschwitz könne es keine Lyrik mehr geben, befand einst der Philosoph Theodor W. Adorno und löste damit eine Literaturdebatte aus. Celan hat diese Lyrik dennoch geschrieben und ihr unvergesslichen Ausdruck verliehen.

„Dieses Thema hat mich sehr berührt. Wie kann ich angesichts von Katastrophen weiter künstlerisch arbeiten? Darum geht es doch“, sieht sich der Bildhauer selbst betroffen. Die große Bühne ist dem 1973 geborenen Polzin nicht fremd. Der Berliner

Die Zukunft des
Gedenkens

hat unter anderem den von Christian Thielemann dirigierte „Parsifal“ bei den Salzburger Festspielen mit einem Bühnenbild ausgestattet. Im Vergleich dazu inszenierte er mit seiner Celan-Skulptur ein Kammerstück. Die bohrende Intensität der Darstellung bleibt die gleiche. Ein Mann, sein Körper nach hinten zur Brücke gebogen, die Hände wie im Würgegriff am eigenen Hals, eine Frau, an einen Pfahl der Märtern gebannt – aus diesen beiden Figuren besteht die Skulptur. Ein Mahnmal?

Christoph König warnt vor schlichten Erklärungen. Die männliche Figur sei nicht als Verkörperung des Dichters,



Paul Celan *Foto: Archiv*

die weibliche nicht als Stellvertreterin von Celans Frau Gisèle Lestrangé zu verstehen oder als verstecktes Porträt der Dichterin Ingeborg Bachmann, mit der Celan zeitweise in einem Liebesverhältnis verbunden war. Christoph König, Professor für Neuere und Neueste deutsche Literatur an der Universität Osnabrück, warnt vor den „Versuchungen der Biografie“. Sein Blick geht auf Celans Gedichte. Jeder dieser Texte sei ein Dialog zwischen einem Ich und einem Du, ein Ruf nach Rettung und Antwort. Diese Konstellation finde sich in der Skulptur wieder. Eine plausible Erklärung, zugleich eine komplizierte Botschaft, jedenfalls für alle, die von Celan und seinem Werk wenig oder nichts wissen.

„Diese Skulptur hat eine öffentliche Funktion. Und sie stieß bei manchen Leuten auf Widerstand“, berichtet Christoph König, der bei der Einweihung des Kunstwerks 2016 eine viel beachtete Rede hielt. Nicht jeder mochte sich mit Polzins Celan-Version anfreunden. Eric Celan, Sohn des Dichters und dessen Nachlassverwalter, habe während der Einweihung demonstrativ eine Zigarette geraucht, heißt es. Bis dahin sei es ohnehin ein weiter Weg gewesen, berichtet der Bildhauer. „Die Pariser Bürger-

meisterin Anne Hidalgo aber war sehr zupackend. Als sie entschieden hatte, ging alles sehr schnell“, berichtet Alexander Polzin rückblickend. Die „Hommage à Paul Celan“, so der offizielle Titel der Skulptur, soll öffentlich erinnern, an den Dichter, seine berühmten Gedichte, an den Völkermord an den Juden. „Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“, lautet die viel zitierte Zeile aus Celans „Todesfuge“. Polzins Skulptur aber steht abseits der offiziellen Rituale des Gedenkens. Die beiden, wie im Schrecken gebannten Figuren passen in kein Schema der Erinnerung. Sie stehen am Rande, ein wenig wie Paul Celan selbst und seine Gedichte, die mitten im Wirtschaftswunder, das auf Krieg und Holocaust folgte, an den Grenzen der Sagbarkeit dem Trauma nachspürten und dem Schrecken. Der Germanist König nennt die Skulptur einen „Ort der Meditation“.

Und Alexander Polzin? Er sitzt manchmal abseits auf einer Bank und beobachtet, wie manche Leute sich seinen Figuren vorsichtig näherten. „Ich schaue dann, wie aufmerksam die Menschen die Skulptur wahrnehmen“, sagt er. Und für einen Moment klingt es so, als wären alle Mühen der Vorarbeit vergessen.

Keith Jarrett
bringt Bach
zum Lächeln

Von Ralf Döring

OSNABRÜCK Das Wohltemperierte Klavier von Johann Sebastian Bach: Das ist was für Profis. Zumal live: Die 24 Präludien und Fugen sind nicht gerade die Renner auf dem Konzertpodium, und wer will das schon seinem Publikum zumuten? Andrés Schiff, der intellektuelle Grübler am Klavier, traut sich das oder Daniel Barenboim. Und dann Keith Jarrett, der stampfende, jaulende und grunzende Improvisator?

Tatsächlich überraschte Keith Jarrett 1987 die Musikwelt mit einer Studioaufnahme des Wohltemperierten Klaviers. Jetzt ist der Mitschnitt eines Livekonzerts auf den Markt gekommen, der den Studiosessions vorausgegangen ist. Grundsätzlich gilt dabei für beide Versionen: Jarrett, der Jazzer, artikuliert sehr selbstbewusst eine eigene Stimme im weltweiten Kosmos des Wohltemperierten Klaviers. Irgendwo zwischen Swjatoslaw Richters Transzendenz und Guldas Staccato-Sticheleien findet Jarrett seine Position: ernsthaft, klar, aber auch, und das ist das eigentlich Wertvolle, mit einer



Keith Jarrett *Foto: dpa*

gewissen Leichtigkeit. Das D-Dur-Präludium hat bei ihm etwas von einem heiteren Perpetuum mobile, das in E-Dur ist durchzogen von einer heiteren Melancholie, Fis-Dur-Präludium und -Fuge wirken spielerisch, fast tänzerisch. Und das tut dem alten Bach sehr gut, weil es ihn aus der mürrischen Ecke holt.

Das Verblüffende dabei: Live entwickelt Keith Jarrett eine Spur mehr Zug nach vorn als in der Studioaufnahme, übrigens ganz ohne Stampfen und Stöhnen. Dafür gibt es ein paar Unsauberkeiten – und wenn schon. Dafür besticht der Mitschnitt durch seine Lebendigkeit und Klarheit, vermittelt Freude an der Musik und am Leben. Deshalb lohnt es, diesen Livemitschnitt zu hören. Selbst wer im Plattenschrank schon diverse Wohltemperierte Klaviere stehen hat, entdeckt hier erfrischend Neues.

Johann Sebastian Bach: Das Wohltemperierte Klavier, Band 1. Keith Jarrett, Klavier. Livemitschnitt. 2 CDs, ECM

Kein Risiko bei Salzburger Festspielen

Weltgrößtes Musik- und Theaterfestival startet heute

SALZBURG Vergangenes Jahr regnete es bei einem Gewitter mächtig durchs marode Dach des Großen Festspielhauses in Salzburg. Hernach war davon die Rede, dass der Klimawandel auch bei den Salzburger Festspielen angekommen sei, zumindest meteorologisch.

Dieses Jahr wohl auch künstlerisch, wenn der für seine politischen Statements bekannte US-Regisseur Peter Sellars beim weltgrößten Musik- und Theaterfestival Mozarts „Idomeneo“ inszeniert. Auftakt für einen Reigen von fast 200 Aufführungen, mit fünf Opern- und vier Schauspielneuzinszenierungen, der heute mit dem „Jedermann“ beginnt und bis Ende August dauert.

In der Eröffnungsooper um den Kreterkönig Idomeneo, der seinen eigenen Sohn opfern soll, geht es musikalisch wie szenisch äußerst turbulent zu. Es gibt ein mächtiges Seeungeheuer, zwei furchterliche Stürme sowie alles verschlingende Wasserfluten.

Neben „Idomeneo“, dirigiert von dem exzentrischen Griechen Teodor Currentzis, gibt es Luigi Cherubinis selten gespielte „Médée“, die noch seltener gespielte, 1936 uraufgeführte Oper „Oedipe“ des Komponisten George Enescu, schließlich Giuseppe Verdis „Simon Boccanegra“ und sogar eine Operette: Jacques Offenbachs „Orphée aux enfers“ („Orpheus in der Unterwelt“).

Intendant Markus Hinterhäuser gilt vielen als grenzüberschreitender Programmzauberer, dem es immer wieder gelingt, ungewöhnliche künstlerische Konstellationen zu organisieren. Diesmal hat man den Eindruck, dass er sich die großen Knaller für die kommende Saison aufgespart hat, in der die Festspiele ihr 100-jähriges Bestehen feiern. Mit dem Duo Sellars/Currentzis versucht Hinterhäuser, dessen Vertrag gerade bis 2026 verlängert wurde, nahtlos an den überwältigenden „Titus“-Erfolg seiner ersten Intendantensaison anzuknüpfen, was immer ein gewisses Risiko birgt.

Mit dem bildverliebten Achim Freyer als Regisseur

des „Oedipe“ und dem Operettenspezialisten Barrie Kosky für Offenbachs „Orphée“ geht Hinterhäuser kein Risiko ein. Eine sichere Bank ist auch die Wiederaufnahme von Romeo Castelluccis letztjähriger Erfolgsinszenierung von Richard Strauss' „Salome“.

Der „Jedermann“ bleibt ein nie fertiges „Work in progress“. An Michael Sturmingers modernistischer Regie wurde abermals gefeilt und das Ensemble fast zur Hälfte neu besetzt. Nicht fehlen darf Anna Netrebko, die in einer konzertanten Aufführung von Francesco Cileas „Adriana Lecouvreur“ auf der Bühne steht. Wie immer an der Seite ihres Mannes Yusif Eyvazov. *dpa*

Maas bringt Beutekunst
zurück nach Florenz

ROM Deutschland hat ein im Zweiten Weltkrieg geraubtes Bild des niederländischen Malers Jan van Huysum (1682–1749) an die Uffizien in Florenz zurückgegeben. Das Ölgemälde „Vase mit Blumen“, seit 1824 in Florenz, war 1943 zusammen mit anderen Kunstwerken von Wehrmachtssoldaten entwendet und nach Deutschland gebracht worden. Dort tauchte es 1991 in Privatbesitz wieder auf. Unter anderem der Direktor der Uffizien, Eike Schmidt, setzte sich für eine entschädigungsfreie Rückgabe an den italienischen Staat ein.

An dem Festakt in Florenz gestern nahmen Deutschlands Außenminister Heiko Maas (SPD) und sein italienischer Amtskollege Enzo Moavero

sowie Kulturminister Alberto Bonisoli teil. Maas sprach von einem „glücklichen Ende einer unfreiwilligen Reise“. Das Thema Beutekunst sei auch mehr als 70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs nicht erledigt. Die Rückgabe zeige aber auch, dass „eine tiefe Freundschaft zwischen Deutschland und Italien gewachsen“ sei, sagte Maas.

Schmidt hatte in den Sammlungen eine Schwarz-Weiß-Kopie des Gemäldes mit dem Vermerk „Geraubt“ aufhängen lassen, um den Verhandlungen Nachdruck zu verleihen. Die „Vase mit Blumen“ war 1824 vom toskanischen Großherzog Leopold II. (1797–1870) für die Galleria Palatina im florentinischen Palazzo Pitti erworben worden. *KNA*